



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Englische Bündnisbestrebungen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Englische Bündnisbestrebungen



ie gewaltig die Ereignisse der letzten zwei Monate die öffentliche Meinung in England mit Bezug auf die auswärtigen Beziehungen des Königreichs ausgerüttelt haben, und wie begierig verantwortliche und unverantwortliche Politiker nach Bündnissen und sonstigen Schutzmitteln gegen die von allen Seiten drohenden Gefahren ausspähen, dafür liefern die Februarnummern aller bedeutenden englischen Monatschriften die Beweise. Die sorgfältigere und leidenschaftslosere Behandlung der Streitfragen, wie sie sich in hervorragenden Zeitschriften findet, verleiht natürlich dem Gesagten einen größern Wert, als ihn die flüchtig hingeworfenen Sätze, die in der Tagespresse der Drang des Augenblicks hervorbringt, für sich beanspruchen können. Und da diese zahlreichen und eingehenden Besprechungen Ziele und Bestrebungen Englands betreffen, von denen Deutschland sehr wesentlich berührt wird, so lohnt es der Mühe, in dem reichen Material Umschau zu halten, um einen Einblick zu gewinnen in die Gedanken, Hoffnungen und Pläne, die zur Zeit in der englischen Volkseele lebendig sind.

An Mannichfaltigkeit fehlt es nicht. Die Stellung Englands zum Dreiebunde, seine Beziehungen zu Frankreich und Rußland, die armenische Frage, die amerikanischen Schwierigkeiten, die Verwicklung im Transvaal, die Fähigkeit Großbritanniens, die Seeherrschaft zu behaupten und die Landung feindlicher Truppen zu verhindern, die Anschaffung von Mundvorräten im Fall eines langen Krieges, die verhältnismäßige Kriegstüchtigkeit der Miliz und der Freiwilligen — alle diese Gegenstände werden mit dem lebhaften Interesse behandelt, das einer unmittelbaren Bedrängnis entspringt. Nirgends findet sich hier ein Wiederhall von Lord Salisburys selbstgefälliger Annahme, daß Großbritannien, wenn es nur innerlich geeinigt sei, seine Spolirung nach außen als gleichgiltig ansehen könne und es mit der ganzen Welt aufzunehmen im-

stande sei. Mr. Dicey in der Fortnightly Review ist der einzige Schriftsteller, der diese Isolirung einfach als unangenehme Thatsache behandelt, die nun einmal nicht zu ändern sei. Der einzige, der seinen frühern Grundsätzen getreu, in der Contemporary Review zum Anschluß Englands an den Dreibund rät und diesen für das einzige Bollwerk des britischen Reichs erklärt, ist Frederic Greenwood. Hätte sich England — so führt er aus — dem Dreibund angeschlossen, so wäre alles jetzt im schönsten Fahrwasser; was aber können wir von einem Abkommen mit Rußland und Frankreich erwarten? Wir würden keinen wesentlichen Vorteil daraus ziehen und wären zugleich endlosen Intriguen ausgesetzt. Ein Bündnis mit Deutschland würde in Afrika all der Eifersucht und Feindschaft ein Ende machen, die in der berühmten Kaiserdepesche so plötzlich aufflammte; ein russisch-französisches Bündnis dagegen würde nach allen Seiten hin zu unserm Nachteil ausgenutzt werden. Und „haben die eifrigsten Geister, fragt Greenwood, die zum Abschluß eines solchen Bündnisses hindrängen, wohl bedacht, daß dieses uns der Notwendigkeit bedeutend vermehrter Rüstungen nicht entheben würde, oder daß es ein entschieden aggressives Bündnis wäre, das nicht auf die Erhaltung des Friedens auf der Grundlage des status quo gerichtet wäre? oder daß es eine niedrige Handlung sein würde, uns gegen die Mitglieder des Dreibunds zu kehren, nachdem wir jahrelang unter seinem Schutze Sicherheit genossen haben? Aber das sind Fragen, die jeder in seiner Weise aufwerfen und beantworten mag. Das allerunwahrscheinlichste Ding in der gesamten politischen Spekulation ist jedenfalls ein englisch-französisch-russisches Bündnis.“

In scharfem Gegensatz zu diesen Ansichten stehen die Ausführungen eines sich als „Genosse Ugir“ (!) bezeichnenden Verfassers in der Fortnightly Review. Er beschreibt den Dreibund als einen „deutschen Verdauungsklub“ und ist der Meinung, daß England unter allen Umständen vertrauliche Beziehungen zu einer Macht vermeiden solle, deren Motto ist: „Laß Freund und Feind zu Grunde gehen, wenn nur Deutschland genug zum Leben zusammenscharrt.“ Osterreich wird gedrückt und Italien zu Grunde gerichtet, damit sie Deutschland helfen, die von Frankreich abgerissenen Provinzen zu assimiliren. Die Unterstützung der englischen Flotte wird gewünscht, um dieses schöne Verfahren auf noch sicherer Grundlage durchführen zu können, und da wir diese Unterstützung vorenthalten, so verliert Deutschland keine Gelegenheit, uns Schaden zuzufügen. „Und selbst wenn es möglich wäre, heißt es dann wörtlich, daß Deutschland in Zukunft Selbstentsagung genug aufböte, einen Kreuzzug gegen den Vater alles Übels zu organisiren, so kann man es doch a priori als wahrscheinlich annehmen, daß der Sache der wahren Religion und den Interessen des britischen Reichs am besten gedient sein würde, wenn wir auf der entgegengesetzten Seite Stellung nähmen, womöglich im Verein mit Frankreich und Rußland, und wenn das nicht geht, dann allein; unter keinen Um-

ständen aber sollten wir den sinnlosen Plan hegen, Hand in Hand mit Deutschland zu gehen.“ In derselben Rundschau schließt sich Canon Mac Coll der Anklage gegen Deutschland an und verlangt ein unumwundenes und bestimmtes Einverständnis mit Rußland.

Mr. Arnold Forster, der sich im Nineteenth Century vernehmen läßt, gehört wie Mr. Greenwood der liberal-unionistischen Partei an; aber ungleich seinem politischen Waffengefährten, ist er nicht russenfeindlich gesinnt. Ohne Furcht wirft er den alten Singspruch über Bord, daß Rußland unter allen Umständen die Besetzung von Konstantinopel verwehrt werden müsse. Rußland, im Besitze von Konstantinopel, sagt er, wird uns keinen Schaden thun; im Gegenteil, es wird zur Vermehrung unsers Handels beitragen. Was das Mittelländische Meer betrifft, so ist die Stellung Englands dort bereits unhaltbar geworden. Wenn in unsrer fast verbrecherisch zu nennenden Gewohnheit, unsre unbeschützte Flotte in diesem europäischen cul de sac der Vernichtung auszusetzen, endlich einmal eine Änderung eintritt, so wird man hierzulande wenig Grund haben, sich zu beklagen. Als Bedingung zu einem guten Einverständnis mit Frankreich betrachtet Mr. Forster die Räumung Agyptens: „Verlassen wir Agypten, wie es uns die Ehre gebietet. Wir haben kein Recht, dort zu bleiben, und unsre Gegenwart vermöge bewaffneter Okkupation ist eine militärische Schwäche, die gar nicht überboten werden kann.“ Und weiter: „Ziehen wir unsre Mittelmeerflotte aus der gefährlichen Lage zurück, in der sie sich befindet. Es ist sicherlich eine Thorheit, die zwei stärksten Abteilungen 3000 Seemeilen von einander entfernt zu halten und dreißig Schiffe ohne eine Operationsbasis, ohne einen Schutzhafen, ohne eine Werft für Reparaturen, kurz ohne alle Hilfsmittel, die von der neuern Wissenschaft für ihre Unterhaltung als unentbehrlich bezeichnet werden, dort zu lassen.“ Zieht aber England, so heißt es am Schluß, seine Schiffe in seinen eignen Gewässern zusammen, so wird es über eine Flotte verfügen, stark genug, das Meer zu beherrschen.

Der talentvolle Mitarbeiter des Pariser Temps, M. de Pressensé, kommt Mr. Forster in derselben Rundschau zu Hilfe, indem er in einem mit vieler Wärme abgefaßten Essay den neuen Dreibund — Frankreich, Rußland und England — empfiehlt. Nachdem er dem „bevorzugten Lande parlamentarischer Einrichtungen“ und seiner „ruhmreichen Litteratur“ in glänzenden Perioden gehuldigt hat, kommt er zu der Versicherung, daß nichts für England so nutzbringend sein könne, als eine gründliche und gleichzeitige Auseinandersetzung mit Frankreich in Afrika, mit Rußland in Asien und mit beiden überall, wo Grund zu Reibungen vorliegt. „Welche Aussichten, ruft er aus, würde dies für die letzten Jahre des Jahrhunderts eröffnen, wenn die zwei großen liberalen Völker des Westens, indem sie das große russische Reich in ihre Bahn hineinziehen, den Dreibund des Friedens und des Wohlwollens bildeten! Freude

würde die Welt durchschauern, und die Menschheit würde sich von einem Alpdrücken befreit fühlen!" Das nimmt sich in einer nüchternen englischen Zeitschrift sehr sonderbar aus.

Die bedeutendste Leistung ist wohl der Aufsatz, den Mr. St. Loe Strachey in der National Review zu dem Thema der Bündnisse veröffentlicht hat. Er ist auch deshalb besonders bemerkenswert, weil er zeigt, wie die ganz unerwartete jüngste Entwicklung der Dinge selbst einen so streng konservativen Publizisten wie Mr. Strachey vermocht hat, der ganzen Beaconsfielischen Tradition mit einer kurz entschlossenen Wendung den Rücken zu kehren und ohne alle Gewissensbisse über diese Kezerei den Vorschlag zu machen, Konstantinopel den Russen auszuhändigen. Er geht bei seinen Ausführungen davon aus, daß England nicht länger auf die Freundschaft Deutschlands rechnen könne.

Dadurch ist England an den Scheideweg gestellt. Sollen wir, fragt er, um die Freundschaft Berlins zu gewinnen, unsern Anschluß an den Dreibund anbieten, oder sollen wir uns kühn einer neuen Verbindung zuwenden? Er ist der Meinung, daß der erstere Schritt aus verschiedenen Gründen unmöglich sei, namentlich deshalb, weil sich England dadurch verpflichten würde, Deutschland in einem Kriege, in dem Frankreich die verlorenen Provinzen wiederzugewinnen suchte, Hilfe zu leisten. Dies, meint er, würde das sittliche Ehrgefühl des englischen Volks empören, daher sei an einen Anschluß an den Dreibund nicht zu denken. Es bleibt also nur ein Einverständnis mit Rußland, und ein solches Einverständnis sollte den Grundton der englischen Politik bilden. Warum sollten sich auch die zwei Mächte nicht verständigen können! Eine natürliche Feindschaft zwischen ihnen besteht nicht. Rußland ist nicht Kolonialmacht in Afrika und kann auch nicht als Nebenbuhler Englands auf dem Weltmarkt bezeichnet werden. Gibt es nun irgend etwas in den Zielen der russischen Politik, das einem Bündnis mit England entgegenstehen könnte? Allerdings: Rußlands sehnlichstes Verlangen ist auf Konstantinopel gerichtet. Würde aber Rußlands Besitz von Konstantinopel England zum Nachteil gereichen? Mr. Strachey verneint das. Für die entgegengesetzte Ansicht hat es bisher immer als der stärkste Beweis gegolten, daß der Besitz von Konstantinopel Rußland so stark zur See machen würde, daß England sich nicht länger im Mitteländischen Meere halten könnte. Das ist nach der Ansicht des Verfassers ein Irrtum, und zwar hat er dafür folgende Beweisführung, die freilich auf sehr schwachen Füßen steht: „Seemacht beruht nicht auf dem Besitz von Häfen, in denen man seine Schiffe vor der feindlichen Flotte verbergen kann — dazu eignet sich Konstantinopel ohne Zweifel —, sondern sie beruht auf dem Besitz von Schiffen, die die feindlichen Schiffe schlagen können. Rußland ist eine Gefahr für uns, wenn es eine große Flotte baut, nicht wenn es einen Ort besitzt, wo diese Schutz finden kann. Wie soll aber der Besitz von Konstantinopel Rußland in den Stand setzen, mehr Schiffe zu bauen und eine bessere

Flotte zu haben! Schiffe zu bauen ist heutzutage einfach eine Geldsache. Rußland wird seine Seemacht in einer von England zu fürchtenden Weise nur dann verstärken, wenn es die Ausgaben für der Mühe wert hält. Aber ich bin entschieden der Ansicht, daß Rußland diese Ausgaben viel mehr für der Mühe wert halten wird, wenn es Konstantinopel nicht besitzt, als wenn es Konstantinopel besetzt hält.“ Über verschiedene andre Rücksichten setzt sich Mr. Strachey leicht hinweg, u. a. auch über den Einwurf, daß Rußlands Vorschreiten bis Konstantinopel eine Bedrohung des britischen Handels bedeuten könnte. Er kommt zu dem Schluß, daß England, wenn es die moskowitische Macht nicht durch Waffengewalt an der Besetzung Konstantinopels verhindern wolle, gar nicht besser thun könne, als Rußland gegenüber freimütig zu bekennen, daß die britische Politik eine Frontveränderung vollzogen habe, und daß England mit wohlwollendster Miene zuschauen würde, wenn sich Rußland des begehrten Preises bemächtigte; nur müßte Rußland gestatten, daß England im Besitz von Ägypten bliebe, und wenn es für nötig erachtet würde, von einer griechischen Insel, die als Marinestation dienen könnte, Besitz ergriffe. Auf die Frage, wie Oesterreich zu behandeln sei, erwidert Mr. Strachey: „Das scheint allerdings eine sehr harte Nuß zu sein; aber wir können nicht davon abstehen, Maßregeln zur Abwehr des feindlichen Auftretens Deutschlands zu treffen, nur weil Deutschland gerade ein Bündnis mit unserm guten Freunde dem Kaiser von Oesterreich hat. Alles, was wir thun können — und das würde wohl auch genügen —, besteht darin, daß wir Oesterreich erklären, daß wenn das türkische Reich durch die Besetzung Konstantinopels durch Rußland unabwendbar zerstört wird, unser Einfluß entschieden zur Unterstützung seiner Ansprüche auf Salonichi und Makedonien geltend gemacht werden soll. Indem wir dies thun, würden wir Oesterreich alles geben, was es in Wirklichkeit braucht und würden ihm die kleinen diplomatischen Dienste, die es uns, ungleich Deutschland, stets in loyalster Weise erwiesen hat, dadurch zugleich wieder vergelten. Zwar ist es nicht imstande gewesen, uns irgend welche besonders wesentliche Hilfe zu leisten, aber das war nicht sein Fehler, sondern nur die Folge seiner geographischen Lage.“ Aber wie wird England die Freundschaft Frankreichs und Italiens gewinnen? Ägypten darf unter keiner Bedingung aufgegeben werden, und Mr. Strachey giebt nun folgenden Rat: „Wir sollten zu Frankreich sagen, daß wir in Ägypten denselben Fehler begangen haben, den es in Tunis gemacht hat. Als Frankreich Tunis besetzte, erklärte es England und Italien und Europa im allgemeinen, daß es nicht beabsichtige, Tunis zu annektiren oder es dauernd besetzt zu halten, und es schloß einen Vertrag mit dem Bey ab, in dem gewisse Bedingungen für die Räumung ausdrücklich vorgesehen waren. Aber Frankreich hat gefunden, gerade wie wir es in Ägypten gefunden haben, daß es leichter ist, ein orientalisches Land zu besetzen, als es zu räumen, und es weiß jetzt, daß die mit dem Bey vereinbarte Bedingung

— nämlich daß nach der Meinung Frankreichs die Okkupation im Interesse der gesetzlichen Ordnung und Ruhe nicht nötig wäre — niemals eintreten wird. Wir müssen auseinandersetzen, daß wir genau dasselbe in Ägypten gelernt haben, und daß es unsrerseits ein ebenso großes Verbrechen und eine ebenso große Thorheit wäre, Ägypten zu verlassen, als es auf seiten Frankreichs sein würde, Tunis aufzugeben.“ Italien darf natürlich nicht im Stich gelassen werden. England muß es für Italien der Mühe wert machen, Ersatz dafür bieten, sich vom Dreibunde zurückzuziehen, und muß ihm den Schutz seiner Küsten verbürgen, und zwar dadurch, daß es sich von Frankreich versprechen läßt, keinen Angriff zu machen, und daß es Italien mit seiner Flotte unterstützt, wenn das Versprechen gebrochen würde. „Es ist nicht wahrscheinlich, meint Mr. Strachey, daß Italien ein solches Anerbieten zurückweisen würde. Es könnte sich dadurch vor dem Bankrott bewahren und die erdrückenden Unkosten für das Heer ersparen. Der Gewinn würde in der That außerordentlich groß sein. Überdies würde es leicht sein, den Wechsel in der Parteistellung für Italien durch ein Abkommen noch anziehender zu machen, wonach es ihm gestattet würde, Tripolis und die cyrenäische Halbinsel in Besitz zu nehmen.“ Daß es Italien nicht in den Sinn kommen wird, den wirklichen Schutz, den ihm der Dreibund gewährt, für die mehr als problematische Hilfe Englands aufzugeben, dieser Gedanke scheint Mr. Strachey nicht gekommen zu sein. Andererseits fühlt er aber, daß er mit einfachen Schlußfolgerungen, die sich aus einem Vergleich der Stellung Englands zu Ägypten und Frankreichs zu Tunis ergeben, die Freundschaft des französischen Volks nicht gewinnen kann. Er rechnet daher darauf, daß sich die Franzosen vielleicht durch die Hoffnung ködern lassen, daß ihnen die Isolierung Deutschlands Gelegenheit zur Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen geben würde, und eröffnet ihnen ferner die Aussicht, daß ihnen England bei der zu erwartenden Teilung der Türkei sehr gern Syrien und Palästina zusprechen würde. Aber es ist natürlich ebenso unwahrscheinlich, daß Frankreich seine Ansprüche auf Ägypten aufgeben und sich mit Versprechungen über Dinge, die England nicht zu verschenken hat, abspesen lassen wird, wie es gewiß ist, daß sich Rußland nicht einfach deshalb in den Besitz von Konstantinopel setzen kann, weil England nichts dagegen hat.

Aber abgesehen von der Frage, ob die Vorschläge ausführbar sind oder nicht, ist es an und für sich von großem Interesse, zu beobachten, wie es die öffentliche Meinung in England, unter völliger Verleugnung der Grundsätze, die ihr für die britische Politik des ganzen neunzehnten Jahrhunderts als unumstößlich galten, allgemein und mit anscheinendem Gleichmut als ein unvermeidliches Verhängnis auffaßt, daß Rußland bis an das Mittelmeer vordringt, vorläufig allermindestens einen kleinasiatischen Hafen als Flottenstation vom Sultan erhält und andererseits auch im Stillen Ozean einen eisfreien Hafen

als geeigneten Endpunkt für seine sibirische Eisenbahn erwirbt. Vor wenigen Monaten noch hätte man all diese Dinge nicht mit so völliger Entfagung hingegenommen, wie man das jetzt infolge der Mißgeschicke thut, die die englische Politik jüngst erlebt hat. Die Furcht vor der Feindschaft der Vereinigten Staaten und Deutschlands hat es zu Wege gebracht, daß der Gedanke eines Bündnisses mit Rußland, dem langjährigen Gegner, in der öffentlichen Meinung ausgesprochen werden darf. Aber für ein solches Bündnis hat England bereits den rechten Augenblick verfehlt, und alle höflichen Verbeugungen werden wenig helfen. Rußland ist sich wohl bewußt, daß es der englischen Politik im Orient wie im fernen Osten eine empfindliche Niederlage beigebracht hat, und daß es der englischen Freundschaft nicht bedarf, wenn es Zutritt zum Mittelländischen und zum Gelben Meere haben will. Überdies wird England weder die gewünschte Station an der chinesischen Küste noch eine Insel an den Dardanellen erhalten, wenn es Rußland, der Türkei, China und andern Mächten nicht offen Trug bieten will, was es wohlweislich unterlassen wird. Die russische Diplomatie hat eben durch ihr kalt berechnendes Vorgehen die englische aus dem Felde geschlagen.



## Das Recht der Persönlichkeit

Von Adolf Bartels



Der Leser erschrecke nicht, was kommt, ist ein Zitat: Das neue Jahrhundert, dem wir entgegengehen, wirft wie jedes Säkulum seine Schatten schon weit voraus. Und wer einen für historische Entwicklungen geschärften Blick besitzt, wird sich nicht verhehlen können, daß wir in einer romantisch-reaktionären, aristokratischen Epoche stehen, der auch die erste Hälfte des nächsten Jahrhunderts noch gehören dürfte. Die immer schroffer hervortretende Verschärfung der Gegensätze wird auf der einen Seite eine kleine Anzahl erlesener Individuen schaffen, die auch in der Dichtung das Recht der Persönlichkeit betonen wird, die, skrupellos in der Wahl ihrer Mittel, auf Kosten der Schwächern ihre geniale Kraft frei bethätigt. Schon die zweite Hälfte unsers Jahrhunderts steht nicht mehr unter dem Zeichen der breiten Masse, sondern unter dem Bismarcks und Wagners, der Einzelgenies. Der Philosoph der Zukunft ist Friedrich Nietzsche, der Apostel des Individualismus. Das Buch, das einen wahren Sturm in Deutschland hervorrief und den größten Erfolg im letzten Jahrzehnt hatte, war Langbehns „Rembrand als Erzieher,“ und es predigte gleichfalls